nehmer Familie. Die Herrin hatte früher in ſehr guten Verhältniſſen gelebt. Durch die Kriegszeit, durch Verluſte in Papieren, in denen ſie einen großen Teil ihres Vermögens angelegt, war ſie in eine drückende Lage gekommen. Sie hatte zwar reiche Verwandte, mit denen ſie aber in ihrer Zurückgezogenheit wenig Verkehr gepflogen, und die ihrerſeits auch die Dame umſo mehr mieden, weil durch Eheſcheidung und neue Verheiratung, die die Dame mit Entrüſtung verurteilt hatte, eine vollſtändige Entfremdung eingetreten war. Von der traurigen pekuniären Lage der Dame wußte ſo niemand. Unſer gutes Dienſtmädchen aber, das an ſeiner alten Herrin in treuer Liebe hing und mit dem geringen Lohn vor Kriegszeit zufrieden war, ging nun an ſeine eigenen Erſparniſſe und ſorgte mit ihnen die letzten Zeiten der Schwäche und des Krankſeins, daß ihrer guten Herrſchaft doch gar nichts abging. Niemand wußte auch etwas von dieſer ſchönen Handlungsweiſe ab. Die Dame ſtarb, die reichen Verwandten mußten wegen ihrer geſellſchaftlichen Stellung ſchon für ein ſchönes Begräbnis und Kränze ſorgen Ein reicher Damenflor, alle ſchwarz gekleidet, war in den Exequien, und die Herren gingen in Zylinder und Glacé hinter dem mit Kränzen bedeckten Leichenwagen einher. „Ein ſchönes Begräbnis“, ſagten die Leute, die in den Straßen ſtanden, durch die der Leichenzug ſich zum Friedhof bewegte.

Als das Begräbnis vorüber war, kamen am folgenden Tage die Leidtragenden in das Haus, ſtaunten, daß die alte Tante nichts hinterlaſſen, verteilten die Möbel, drückten der alten Magd die Hand und dankten ihr, daß ſie der Tante ſo lange treue Dienſte getan, gaben ihr zum Andenken noch ein ſchönes Bild und gingen davon. Das gute treue Gänſeblümchen aber hat die alte Dame nicht lange überlebt und wurde bald zu ihr ins himmliſche Paradies verpflanzt.

Mehr als eins ſolcher beſcheidener Gänſeblümchen ſteht an den Wegen des Lebens, unbeachtet, ungewertet, ungeſchätzt, während man die üppig und farbenreich blühenden Tulpen, Feuerlilien etc. bewundert. Nur iſt der letzterer Ruhm bald dahin. Eben ſind ſie aufgeblüht, kommt der Gärtner, ſchneidet ſie ab und bringt ſie zum Verkauf auf den Blumenmarkt, unſer Gänſeblümchen aber erfreut ſich lange Zeit am Morgentau, Sonnenſchein und Vogelſang.

Die Tochter von Oberbühl.

14

Von Jakob Frey.

„Das werde ich auch,“ entgegnete ſie leiſe und von Schluchzen unterbrochen; „laßt mich nur eine einzige Minute ſo liegen, Vater Rudolf.“

Dieſer Name durchklang den Mann mit einem eigenen Schauer von Wehmut und ſchmerzlicher Bitterkeit.

„Ach, Roſeli,“ entgegnete er ſanft; „ja warum hab ich dir nicht Vater werden können!“

Noch eine Weile ließ die junge Frau ihren Tränen ungehemmten Lauf, ohne auf dieſen unwillkürlichen Ausruf etwas zu entgegnen oder ſich aus ihrer Lage zu rühren; dann aber erhob ſie ſich langſam, ging einige Mal die Augen trocknend die Stube auf und nieder und ſetzte ſich dann wieder neben den ſchweigenden Niederbühler, während ſie mit beiden Händen ſeine Rechte zu ergreifen ſuchte. Auf ihrem bleichen Geſichte lag noch immer ein feuchter Tränenſchimmer; aber ſchon begann der Ausdruck eines gefaßten, wenn auch kummervollen Ernſtes auf dasſelbe zurückzukehren.

„Warum Ihr mein Vater nicht werden konntet?“ nahm ſie ſodann das Wort; „Gott weiß es, daß ich mir auf dieſer Welt nie ein ſchöneres Glück gewünſcht hätte; aber es konnte, es durfte nicht ſein, wenn ich meinem heiligſten Gelübde nicht untreu werden ſollte.“

„Einem Gelübde?“ rief der Niederbühler, der hier vor der Löſung eines Rätſels ſtand, das er wohl geahnt, das ihm aber doch immer dunkel geblieben; „wem ſollteſt du denn ein Gelübde abgelegt haben, Roſeli?“

„Meiner armen Mutter, ſogar Euch und mir ſelbſt,“ erwiderte die Oberbühlerin.

„Ich kann dich nicht verſtehen,“ ſagte Vater Rudolf nach kurzem Nachſinnen; „wie könnteſt du denn zu einem Gelübde auch gegen mich gekommen ſein, von dem ich nie ein Sterbenswörtchen gewußt habe?“

Roſeli ſtieß ſchwer aufatmend einen Seufzer aus.

„Ja wohl, auch gegen Euch, Nachbar Rudolf,“ entgegnete es; „denn ſeht, als ich mit meiner Mutter in jener Nacht, da wir den Vater umſonſt in der Stadt geſucht, hier drunten am Bühl vorbeifuhr, vernahm ich zum erſtenmal, was euch beide einſt geſchieden hatte. Mein Herz war ſo voll Leid und Jammer, daß ich gerne geſtorben wäre; aber faſt mehr als alles andere jammerte mich die Reue, mit welcher meine Mutter mitten in ihrem Unglücke an die Vergangenheit zurückdenken und ſich ſelbſt anklagen mußte. Da, Nachbar Rudolf, als die Arme erſt bei dem Anblick des ſtillen Lichtes, das von hier herableuchtete, endlich aus ihrem ſtarren Schmerze erwachen konnte, faßte ich den heiligen Vorſatz, einſt nie einen Mann zu heiraten, der Freude am Militärweſen hätte oder auch nur militärpflichtig werden könnte.

„Roſeli!“ rief der Niederbühler, von dieſer unerwarteten Wendung des Geſtändniſſes überraſcht; „das kann doch dein Ernſt nicht ſein; wenigſtens nicht, daß du deine ſpätere Handlungsweiſe von einem ſolchen Vorſatze abhängig gemacht hätteſt!“

„Doch, doch, ſo iſt es,“ entgegnete die Oberbühlerin, ihre Worte mit einem langſamen Nicken des Kopfes beſtätigend, „und der Vorſatz, den ich damals gefaßt, wurde nicht nur durch das ganze Unglück meiner armen Mutter bis an ihr Lebensende immer aufs neue gekräftigt, ſondern faſt ebenſo viel durch Euch ſelbſt. Wenn ich Euch ſo im ſtillen mit meinem unglücklichen Vater verglich, ſo wurde mir wohl deutlich, wie viel Schaden ſein ganzes Weſen an dem Militärleben genommen hatte, und wäre das Unglück auch nicht gekommen, ein ſo herzensguter und doch ſo wahrhaft ſtarker Mann, wie Ihr es ſeid, hätte er nie mehr werden können, gerade, weil er die rechte Stärke zu lange am unrechten Orte geſucht hat. Drum aber habe ich auch die Worte nie vergeſſen, die Ihr an jenem Morgen, als Ihr wieder zum erſtenmal auf den Oberbühl gekommen ſeid, zu mir geſagt habt; nämlich, daß ich nun nicht nur eine gute Tochter bleiben, ſondern auch ſtark werden müſſe, wie ein rechter Mann es ſei. O, es hat mich viel gekoſtet, dies zu werden und zu bleiben!“

Die letzten Worte waren wieder von einem ſchmerzlichen Seufzer begleitet, und Roſeli ſchwieg darauf, die Hände auf den Schoß faltend und vor ſich niederblickend. Auch Vater Rudolf ſchwieg noch eine gute Weile, bevor er mit leiſem, gedrücktem Tone fragte:

„Und dieſer Vorſatz oder das Gelübde, wie du es nennſt, den du vor Jahren in einer unglücklichen Stunde gefaßt haſt — er wäre wirklich allein die Urſache an all' dem, was nun gekommen iſt?“

„Mißverſteht mich nicht, Vater Rudolf,“ entgegnete Roſeli ernſt aufblickend; „ich habe dieſen Entſchluß nicht nur meinetwegen gefaßt und feſtgehalten, ſondern auch derer wegen, die einſt vielleicht ebenſo ſchuldlos hätten leiden müſſen, wie ich ſchon gelitten habe und nun erſt noch zu leiden haben werde. Wenn ich mir vorſtellte, daß einſt ein Kind, dem ich das Leben gegeben, ebenſo wie ich auf jede Hoffnung, auf jedes Lebensglück verzichten müßte, bloß weil ich nicht ſtark genug geweſen — o Gott, ich mag nicht mehr dran denken, wie mir's dann allemal zu Mute wurde Ich darf drum recht wohl von einem Gelübde reden, wie ich glaube, und nicht nur von einem übereilten Vorſatze, Vater Rudolf.“

„Und du haſt nie darüber geredet mit ihm?“ fragte der Niederbühler mit bekümmertem Kopfſchütteln; „du haſt ihm nie geſagt, was euch beide für immer trennen müßte?“

„Ach, daran hab' ich freilich oft genug gedacht,“ entgegnete Roſeli wehmütig; „aber zu was hätt' es auch führen können? Wenn ich den Eifer und die Freude Gottliebs für das Militärweſen ſah, ſo getraute ich mir erſt nichts zu ſagen, oder es kam mir auch vor, er könne mich doch nicht ſo aus dem Herzensgrunde gerne haben, ſonſt müßt' er's von ſelbſt ſpüren, wie mir's dabei zu Mute ſei. Einige Male ließ ich wohl ſo ein Wörtchen fallen, aber er verſtand mich nicht oder er wollte mich nicht verſtehen, wie ich glaubte. Drum drängte ich denn immer wieder zurück, was mir ſo oft auf der Zunge lag. Und als er gar in der Uniform zum Begräbnis der Mutter kam, das erſtemal, wo ich ihn drin geſehen habe, da war's mir doch, als ob mein Herz zwiefach brechen müſſe. So iſt es nun einmal beſchloſſen, dachte ich, es kann nicht anders ſein, und du mußt auch die letzte Spur eines Gedankens daran von dir werfen. O Gott, hätt' ich doch damals ſterben können, wie ich mir's tauſendmal gewünſcht habe.“

Die junge Frau ſchien unter dieſen Erinnerungen die mühſam behauptete Faſſung wieder verlieren zu wollen, und ihre Augen wurden aufs neue tränenfeucht. Der Niederbühler hielt deshalb das Wort, zu dem er ſchon den Mund geöffnet, an ſich und fragte bloß, ob Roſeli denn etwas von dem verzweifelten Entſchluſſe Gottliebs gewußt habe.

„Nein,“ antwortete es, „gewußt habe ich nichts, aber dieſe Tage her alles befürchtet und eine unſägliche Angſt ausgeſtanden. Als wir in der Hochzeitsnacht drunten am Dorfe an der Stelle vorbeifuhren, auf der die Schützen ſtanden, erkante ich den Gottlieb ganz deutlich im Scheine des Feuers, das ſie über dem Wege angezündet hatten. Schon das erſchreckte mich, ohne recht zu wiſſen warum, ſo heftig, daß ich daheim kaum noch auf den Füßen ſtehen konte. Ich ging deshalb auch gleich zu Bett in mein altes Kämmerlein, ohne einen Gedanken an Schlaf haben zu können. Da hörte ich mit einem Male ſeine Stimme unter meinem Fenſter, die leiſe, wie nur ſo für ſich ſelbſt, „lebe wohl, Roſeli“ rief. Ich wollte aufſpringen und ans Fenſter gehen; aber ich war wie gelähmt und hörte nur die Schritte, die ſich dem Waldwege zu entfernten. Bis der Tag kam, mußte ich weinen und konnte mir nicht ausreden, daß ein Unglück geſchehen ſei.“

„Armes Kind“, murmelte der Niederbühler, „ärmer als er ſelbſt“; lauter jedoch fuhr er fort, in die eine Hand ſeine Stirne ſtützend und die andere auf die Schulter ſeiner Nachbarin legend: „Höre, Roſeli, ich weiß nicht, was ich von deinem Verhalten denken und ſagen ſoll. Tadeln will und darf ich dich nicht, da deine Entſchlüſſe aus einem guten Herzen hervorgegangen ſein müſſen; aber eine ſchwere Schuld haſt du doch begangen, wie mir's vorkommt, und nicht etwa nur an Gottlieb, ſondern auch an dir ſelbſt. Der rechte Mann und die Waffe gehören zuſammen, wie die Finger zur Hand gehören, und es war gewiß eine gute Sitte bei unſeren Alten, daß nur derjenige heiraten durfte, der auch Militärdienſte tat. Mein Großvater hat oft erzählt, daß er an ſeiner Hochzeit die Uniform getragen habe, wie dieſe denn überhaupt das Ehrenkleid des Mannes war und immer bleiben ſollte. Ich habe am beſten lernen können, wie peinlich es iſt, dasſelbe nicht tragen zu dürfen, und Gott weiß es, ich konnte deiner ſeligen Mutter im Herzen auch nicht darüber grollen, was ſie deshalb an mir getan hat. Wenn bei deinem Vater die Liebe zum Militärleben ins Böſe umſchlug, ſo geſchah dies nur, weil er den tiefen Ernſt der Wehrpflicht nicht recht begriffen hatte und die heilige Mannesſache mehr nur als eine Liebhaberei betrachtete. Darüber habe ich oft nachgedacht, mehr als ich dir jetzt ſagen könnte und möchte. Drum haſt du vielleicht darin recht, es würde wenig genützt haben, ſelbſt wenn du bei mir angeklopft hätteſt, den Gottlieb von ſeiner angeborenen Pflicht abwendig zu machen, namentlich jetzt, wo wir den Krieg nur zu bald in nächſter Nähe haben und dann über tüchtige Wehrmänner froh ſein werden. Warum ich aber glaube, du habeſt dich auch an dir ſelbſt verſündigt, — nun, Roſeli, das Geſchehene können wir nicht mehr ändern und werden es ertragen müſſen. Du biſt ſonſt immer brav und klug und ſtark geweſen, bleib es auch fortan und laß uns wieder wie ehedem gute Nachbarn ſein, wenn dein Mann nichts dagegen einzuwenden hat. Denn nun ſoll doch er der Herr und Meiſter ſein in euerm Hauſe.“

Die junge Frau errötete über und über und konnte einem neuen Seufzer nicht wehren, der aus dem tiefſten Innerſten emporſtieg. Auf dem Heimwege aber mußte ſie unaufhörlich darüber nachſinnen, wie wunderbar ſich die Geſchicke des Menſchen geſtalten, da die allwaltenden Mächte auf ungewohnten Wegen oft gerade dasjenige über ihn verhängen, was er mit all ſeiner Kraft und Klugheit zu vermeiden gemeint. Eine beſtimmte Ahnung ſagte Roſeli auch, daß es erſt am Anfange der Kette ſolcher unerforſchlicher Geſchicke ſtehe; doch die verſöhnliche Herzlichkeit, welche der alte Niederbühler gezeigt, gewährte ihm einen ſtarken Troſt in dieſer bangen Vorausſicht ungewiſſer Dinge, welche die Zukunft bringen konnte. Es war ihm, als ob dadurch eine Schuld von ſeiner Seele genommen wäre.

Druck und Verlag der Geſellſchaft für Buchdruckerei in Neuß.

St. Quirinus-Blatt

Wochenſchrift zur religiöſen Belehrung und Erbauung

Beilage zur Neuß-Grevenbroicher Zeitung.

Redigiert von P. Höveler, Rektor, Junkersdorf bei Cöln.

Nr. 25. Sonntag, 18. Juni. 1922

Kirchlicher Wochenkalender.

Sonntag, den 18. Juni: Marcellus.
Montag, den 19. Juni: Gerv. u. Prot.
Dienstag, den 20. Juni: Silverius.
Mittwoch, den 21. Juni: Aloyſius.
Donnerstag, den 22. Juni: Paulinus.
Freitag, den 23. Juni: **Herz-Jeſufeſt.**
Samstag, den 24. Juni: Joh. d. T.

Sonntagslesung.

Heute und in der ganzen Fronleichnamsoktav iſt unſere Andacht und Liebe in beſonderer Weiſe auf das allerheiligſte Altarsſakrament gerichtet. Das Leben des göttlichen Heilandes im heiligſten Altarsſakramente iſt ſonſt ein ſo ſtilles, verborgenes Leben. Er verbirgt ſeine Herrlichkeit und Majeſtät, daß wir uns nicht fürchten vor ihm, ſondern mit vollem Vertrauen zu ihm kommen, ihm unſere Anliegen vorzutragen. Auch der Allerärmſte, der ſonſt überall abgewieſen wird, auch der allergrößte Sünder, wenn er nur Reue hat, findet hier ſeinen barmherzigen Tröſter und Helfer. Wie Gott in den Kräften der Natur ſo ruhig und verborgen tätig iſt, wie er es keimen, ſprießen, grünen und blühen läßt unter den warmen Sonnenſtrahlen, und es wachſen läßt, ohne einen beſonderen Eingriff in die Geſetze, nach denen es das Weltall anordnet, ſo wirkt er auch verborgen unter der Hülle der Brotsgeſtalt Großes in den Seelen, Großes in der hl. Kirche. Nur am Fronleichnamstage verläßt er für einige Stunden das Tabernakel, um ſeinen Triumphzug durch ſeine Schöpfung zu halten und durch eine äußere Feier die Herzen ſeiner Kinder zu erfreuen. Dann aber kehrt er wieder zurück in das kleine Zelt. Möchten wir, die wir ihm jetzt Blumen ſtreuten und Fahnen zu ſeiner Ehre flattern ließen, ihn doch dort nicht einſam laſſen, ſind ihm doch die ſtillen Beter vor dem Tabernakel, die ihn dort oft beſuchen, viel lieber, als die, die nur einmal im Jahre in der Prozeſſion in Feſttagskleidern hinter und vor dem Traghimmel ſchreiten, weil es nun einmal ſo Gepflogenheit und nach ihrer Stellung zur Kirche ihnen Pflicht zu ſein ſcheint.

Bildung und Erziehung im chriſtlichen Sinne.

XXIV.

Bildung des Willens.

Zur Bildung des Willens gehört vor allem die „Abtötung“. Abtötung iſt ja allerdings ein gefürchtetes Wort, obgleich es gar nichts anderes bedeutet, als die moraliſche Kraft und die Gewalt, die wir anwenden müſſen, um zu ſein, was wir ſein und tun ſollen als ſittliche, edle Menſchen, gute Chriſten und Inhaber eines beſtimmten Standes und Berufes.

Weil wir Kinder der Erbſünde ſind, ſpüren wir nur zu oft Unluſt an dem pflichtmäßigen Guten und Luſt zum Böſen und Sündhaften in Folge der ungeordneten Leidenſchaften und Triebe, die uns wie eine Belaſtung drücken und die wegen der Schwäche unſeres Willens all unſer ſittliches Elend veranlaſſen. Wenn man dieſen ungeordneten Neigungen entſagen, die Leidenſchaften zurückdrängen will, wie iſt das denn anders möglich, als durch Kampf? Und Abtötung iſt eben nichts anderes, als dieſer **Kampf.**

Man kämpft in der Abtötung nicht gegen die Natur und das, was ihre berechtigten Wünſche und Forderungen ſind, ſondern gegen ihre den höheren ſittlichen Anforderungen widerſtreitenden ungeordneten Triebe. Man ſchneidet am Baume des Lebens in der Abtötung nicht blütentreibende und fruchtbringende Aeſte und Zweige ab, ſondern nur die üppig ſproſſenden Waſſerſchoſſen, die den anderen Zweigen Luft und Licht nehmen. Man hemmt nicht den natürlichen Lauf der inneren natürlichen Regungen und Empfindungen, ſondern ſchreitet nur da ein, wo ſie die Ufer überſchreiten und die Dämme durchſtoßen wollen. Es iſt die Abtötung nichts anderes, als innere und äußere Zucht und die haben wir ebenſo notwendig, wie die Kinder, ſollen aus uns charakterfeſte Menſchen werden. Daß wir zum Guten geneigt und in ihm gefeſtigt werden, das iſt das ſchöne Ziel der Abtötung und Selbſtüberwindung, die die Abtötung von uns fordert.

Wo wird denn im Leben etwas erreicht, ohne Anſtrengung? „Schweißwaſſer“, ſagt ein alter Spruch, „rührt den Mörtel gut.“ Bei der Fahrt unſeres Lebensſchiffleins ſteht das Wetter oft genug auf Sturm. Da heißt es oft genug, die Segel eingezogen und die Pumpen gebrauchen, um das eindringende Waſſer aus dem Schifflein herauszubringen, und das geht nicht ohne Mühe. Abtötung iſt eine bittere Arznei, aber wir müſſen ſie einnehmen, weil wir eben krank ſind.

Damit aber die Selbſtverleugnung ihr Ziel erreiche, muß ſie eine ſelbſtbewußte ſein, ſie muß eine grundſätzliche ſein, wie das Ungeordnete in uns ja ſelbſt auch als ein Geſetz ſich offenbart. „Ich fühle ein anderes Geſetz in meinen Gliedern“, ſagt der Apoſtel. Dann muß ſie eine allgemeine ſein, die ſich auf alle ungeordneten Triebe erſtreckt, denn eine böſe Leidenſchaft genügt, uns innerlich zu verderben, wie ein einziger Wurm den ganzen Apfel ungenießbar machen und ein einziger locker gewordener Stein, der einem Träger als Stütze diente, den Einſturz eines ganzen Gewölbes verurſachen kann. Die Abtötung muß dann eine fortgeſetzte, eine ſtetige ſein, weil wir dem ungeordneten Triebleben gegenüber auf Poſten ſtehen müſſen, da es jeden unbewachten Augenblick zum Angriff benutzt; ſie muß ſich endlich nicht bloß auf das Notwendige, ſondern auch auf das beziehen, was nicht gerade geboten oder verboten iſt. Wer ſich Erlaubtes zu verſagen verſteht, wird die Abtötung ſicher nicht unterlaſſen, wo es ſich um Notwendiges handelt.

Es iſt immer gut, daß man, wenn ich ſo ſagen ſoll, einen Ueberſchuß an gutem, kräftigen Willen beſitzt. Dieſer Ueberſchuß wird gewonnen durch die Uebung der Selbſtüberwindung und Abtötung in tauſend Gelegenheiten, nicht alles zu ſehen, zu hören, zu genießen, wo keine Notwendigkeit dazu vorliegt.

In einer Sitzung des Borromäusvereins.

Am Donnerstag, 2. Juni, fand in Bonn die Sitzung des Vorſtandes des Borromäusvereins ſtatt. Nach Bonn fahren, koſtet heute, wie alles Reiſen, Geld. Weil es deswegen ſeltener geſchieht, iſt es eigentlich unverantwortlich, bei einer ſolchen Frühlingsfahrt durch die ſchönſten Auen und vielfach am Rheinſtrom vorbei nicht all ſein Augenmerk auf das Sproſſen in Feld und Flur und auf die Dampfer zu richten, die auf dem Fluſſe die Wellen teilen.

Aber wenn man in der Uferbahn, in der die großen Fenſter ja wohl zu einem weiten Ausblick verlocken, einen liebenswürdigen Herrn aus Trier an ſeiner Seite hat, der nicht müde wird, von den Einführungsfeierlichkeiten des neuen Biſchofs Dr. Bornewaſſer zu erzählen, und wie er ſich im Fluge alle Herzen gewonnen, dann nimmt dieſe Plauderei alles Intereſſe in Anſpruch, und ehe man's gedacht, heißt es: „ausſteigen“ und über die die Schienen überſpannende Eiſenbahnbrücke dem großen Borromäushaus **zuſtreben.**

Eine außergewöhnlich große Zahl Vorſtandsmitglieder war erſchienen, wohl in der Erkenntnis, daß die Sache des Borromäusvereins, ſeine Ausdehnung, Pflege und Entwicklung in unſeren Tagen von der größten Bedeutung und Wichtigkeit ſei.

„Sorge, Arbeit und Ueberwindung von Hemmniſſen" gehören ja zum Gedeihen jeder Sache. Und Sorge, Arbeit und dazu Ueberwindung großer Schwierigkeiten, die im heutigen Bücherweſen mit all ſeinen Kalamitäten liegen, blieben dem Borromäusverein auch nicht erſpart und gerade ihm wegen ſeiner Kompliziertheit noch weniger, wie anderen Betrieben.

Da nun zum Vorſtande Schriftſteller, Verlagsbuchhändler, Kaufleute, Juriſten, Redakteure und mitten in der Seelſorge ſtehende Geiſtliche gehören, und zwar nicht bloß aus einem engeren Kreiſe, ſondern aus Münſter, Paderborn, Berlin, Breslau, Limburg, Mainz, Bayern, Württemberg, ſo kann man denken, wie anregend und neue Geſichtspunkte zu Tage fördernd die Debatte ſich geſtaltete. Eine beſondere Ehrung wurde der Verſammlung durch die Anweſenheit des Rektor magnificus der Univerſität, Profeſſor Dr. Tillmann, des Reichstagsabgeordneten Profeſſor Dr. Lauſcher und des Geh. Reg.-Rat Dr. Schellberg, Miniſterialrat in Charlottenburg, zuteil.

Optimiſten und Peſſimiſten, die Realiſten und Idealiſten, die ſtürmiſche Jugend und das bedächtige Alter, die Heimatintereſſierten und die, die allgemeiner Linien inne gehalten Wiſſenwollenden ließen ihrem Redefluß freien Lauf. Aber der bedächtige Vorſitzende, Prälat Profeſſor Dr. Felten, wußte immer die zuweilen hochgehenden Wellen in ſeiner feinen, vornehmen, konzilianten, milden Art zu ſänftigen und das Schifflein der Verſammlung an der Ankerkette zu halten.

Es iſt hier nicht der Ort, und würde zu weit führen, eingehend über die Verſammlung, ihre Vorſchläge und Entſchlüſſe zu berichten. Wir wollen nur bemerken, daß der Verein 3094 Einzelvereine zählt, von denen 226 in 1922 hinzugekommen ſind.

Wir hätten nur gewünſcht, alle, die der Borromäusſache in irgend einer Art als Leiter, Förderer oder Vereinsangehörige dienen, hätten der vierſtündigen Verhandlung beiwohnen können, ſie würden, davon ſind wir überzeugt, für den Borromäusverein neu begeiſtert von Bonn geſchieden ſein.

Welche Rolle heute das Buch ſpielt, davon kann ſich Jeder überzeugen, der in der Elektriſchen oder mit der Eiſenbahn fährt. Daß junge Mädchen gerne Romane leſen, iſt zu allen Zeiten geweſen, aber heute hat jede junge Dame, Backfiſchlein dürfen wir nicht ſagen, obgleich es bezeichnender wäre, ihren Roman im Täſchchen neben ihrem Butterbrot, und die kleinſte Fahrtſtrecke wird benutzt, während vielleicht der Mund an einem Chokoladeplätzchen knuſpert, die Phantaſie an dem Inhalt der Bücher knuſpern zu laſſen. Während der gereifte Mann vielfach aus ſeiner Zeitung ſich ſeine Lebens- und Weltanſchauung bildet, holt ſich die junge Welt aus dieſer Romanlektüre zum großen Teil ihre Lebensweisheit.

Welch ein Verderben nun, wenn Schriftſteller, welche Romane ſchreiben, darauf ausgehen, dem ungeordneten Triebleben, den niederen Inſtinkten zu ſchmeicheln, das Sichausleben, den uneingeſchränkten Sinnengenuß, die ſchrankenloſe ſubjektive Willkür ohne jede Feſſel der Gewiſſenspflicht zu predigen!

Daß ſolche Bücher, ſelbſt, wenn ſie direkt nicht gegen die Religion Stellung nehmen, der Religion dadurch auf das empfindlichſte ſchaden, weil ſie der Phantaſie und dem Gemüt und damit auch dem Strebevermögen des Willens Glücksideale vorführen, die nicht bloß rein irdiſch, ſondern manchmal ſogar ſittlich unerlaubt ſind, liegt auf der Hand.

Der Wille wird nämlich nur zum Verlangen nach den Dingen angeregt, die ihm als Wertobjekte, als Lebenswerte erſcheinen. Hält er aber, wie die meiſten Romane es ihm vorführen, den Genuß und das, was der Augenblick bietet, für das Erſtrebenswerte, wie ſoll da irgendwelche Begeiſterung für die religiöſen Ideale ſich bilden? Man läßt ſich möglicherweiſe den Himmel gefallen, aber erſtrebt ihn nicht.

Wenn nun auf der einen Seite das Buch, und zwar das belletriſtiſche, ſo großes Verderben anrichten kann, dann erfüllt derjenige ein wirklich großes und ſegensreiches Apoſtolat, der die katholiſche Jugend und das Volk mit gutem Leſeſtoff verſieht. Und das will und tut eben der Borromäusverein.

Je mehr darum in den einzelnen Orten bei Pfarrern, Kaplänen und Lehrperſonen das Verſtändnis für die Wichtigkeit des Borromäusvereins wächſt, und die Ueberzeugung ſich befeſtigt, daß ſie an einer gut geleiteten, gut gepflegten, ausgiebig mit Bücher verſehenen, das Intereſſe der Jugend weckenden Borromäusbibliothek einen der treueſten Mithelfer der Seelſorge und der Jugendbildung beſitzen, einen Mithelfer, auf den man um ſo eher hört, als er in dem gefälligen Gewande der ſchönen Literatur erſcheint, deſto mehr wird der Borromäusverein zu einer religiöſen Macht, und das iſt ſeine Aufgabe.

Durch den Borromäusverein und die Bücher, die in die Bibliothek geſtellt werden, durch die Kataloge und Kritiken, um die ſich ein eifriger Borromäusleiter dann zugleich bekümmern muß, wird, wenn er mit den Vereinsangehörigen in perſönlicher Verbindung bleibt, dann auch der Leiter ſelber befähigt, zu raten, und auch gern als Ratgeber angeſprochen, wenn die Leute bei Namens- und Gedenktagen, Kinderkommunion etc. ein Geſchenkbuch kaufen wollen.

Und wie wichtig iſt das! Sonſt kaufen ſie möglicher Weiſe was in einer Buchhandlung von einem Ladengehülfen, der vielleicht ſelbſt gar keine Bücherkenntnis beſitzt, außer der, daß dies und jenes Buch jetzt am meiſten gewünſcht und begehrt ſei, ihnen in die Hände geſpielt wird, und das kann oft ein recht ſchlimmes Buch ſein.

Vielleicht möchte es dem Nachſinnenden nicht als eine Uebertreibung erſcheinen, wenn man den Borromäusverein in jeder Pfarre den Jugendverein aller Jugendvereine nennen wollte: einmal mit Rückſicht auf die Zahl, die man durch ihn zu gewinnen vermag — es könnten ja faſt alle Jugendlichen ſein — dann auch ganz beſonders deswegen, weil man mit dem guten Buch, deſſen Verbreitung ja der Zweck des Borromäusvereins iſt, den für die Entwicklung des Seelenlebens wichtigſten Teil, die Phantaſie und das von ihr zumeiſt ſich nährende Gemütsleben zu erfaſſen und zu feſſeln vermag. Vielleicht könnte in dieſer Beziehung die Erfahrung, die jeder Leſer mit der Lektüre eines guten oder ſchlechten Buches gemacht hat, die beſte Lehrmeiſterin ſein.

Viel ſchwerer und unangenehmer iſt eine aufgeſchobene Arbeit, als eine ſofort ausgeführte. In dem erſten Falle trägt man den Sack fortwährend auf dem Rücken, in dem letzten fühlt man ſich aller Laſt entledigt.

Der Stock

ſpielt heute eine große Rolle oder ſoll vielmehr gar keine mehr ſpielen bei der Erziehung der Jugend, wenigſtens in der Schule.

Es iſt nun gar leicht, über den Stock zu räſonieren. Iſt doch das Bild eines ſchlagenden Vaters oder Lehrers immer ein unſchöner Anblick. Wird aber dieſem Strafmittel auch noch ſo oft und noch ſo gern der Charakter der Brutalität heutzutage beigelegt, ſo kann es doch zur Ernüchterung nicht ſchaden, zu hören, wie andere Autoritäten und wie man zu anderer Zeit von der Rute dachte. — Wir kennen ja wohl Kellners Wort! „Es macht einen ſonderbaren Eindruck, wenn man in eine Schulſtube tritt und gleich an der Wand die aufgehängten Marterwerkzeuge wahrnimmt, als käme man in einen Kerker für Raubtiere, ſtatt in die Stätte für kindlichen Frohmut und edler Menſchenbildung" — Auch iſt zuzugeben, daß mit dem Schlagen ſo leicht ſich der Begriff verbindet, der Zorn führe den Stock und doch ſagt ſchon der alte Plutarch mit Recht: „Ich habe die Erfahrung gemacht, daß die Vernunft geſchickter zum Regieren iſt als der Zorn." Auch das iſt zugegeben, daß in Schulen, wo der Stock der Hauptgeſchäftsführer iſt, die Disziplin am meiſten zu wünſchen übrig läßt — und doch meinen ſonſt zur äußerſten Milde hinneigende Pädagogen, die Rute möge doch in öffentlichen Schulen, wo allerhand Elemente ſich zuſammenfinden, manchmal nötig ſein, ſofern gelinde Mittel verſagen.

Dem ſei nun wie ihm wolle, hören wir einmal, welche Autoritäten man denn für die vernünftige Anwendung der Rute anführen kann.

Mehr Autorität für die Handhabung der Rute kann man nicht haben, als wenn der hl. Geiſt ſelbſt, der Geiſt der Wahrheit, den Gebrauch derſelben empfiehlt:

Entziehe dem Kinde die Züchtigung nicht. Schlägſt Du es mit der Rute, ſo wird es nicht davon ſterben, und Du wirſt ſeine Seele von der Hölle retten."

„Wer die Rute ſpart, haſſet ſeinen Sohn."

„Wer ſein Kind verzärtelt, der muß ſich ſpäter vor ihm fürchten."

„Züchtige Deinen Sohn, damit Du die Hoffnung nicht verliereſt."

„Striemen reinigen vom Böſen."

„Rute und Strafe geben Weisheit."

„Beuge ſeinen Nacken in der Jugend."

„Schäme Dich nicht einer ſtrengen Kinderzucht."

Alſo Zucht und Zucht und immer wieder Zucht verlangt der hl. Geiſt von einem tüchtigen Erzieher.

Intereſſant wird es ſein, einige Belege für die unberechenbaren Vorteile, ja für die Notwendigkeit des Stockes aus kräftiger älterer Zeit anzuführen. Freidank rühmt eine feſte Zucht, wenn er dichtet:

„Alle Ehre gar zergat (zergeht),
Die nicht Zucht noch Meiſter hat.
Von Züchten nie ein Mann verdarb,
Schonung oft ſchon Schaden erwarb.
Wer ohne Furcht iſt erzogen,
An dem iſt manche Tugend betrogen."

Dasſelbe Thema behandelt eine Menge von Sprüchwörtern, die doch ſicher die Denkweiſe der großen Maſſen ausdrücken:

„Ein Geſetz ohne Strafe iſt eine Glocke ohne Klöppel."

„Je lieber das Kind, deſto ſchärfer die Rute. — Je ſchärfer die Rute, deſto beſſer das Kind."

„Alte ſoll man ehren, Jungen ſoll man wehren."

„Schläge machen weiſe."

„Kein Schlag verloren, als der daneben geht."

„Die Rute bricht kein Bein entzwei."

„Wie die Zucht, ſo die Frucht."

„Eine gute Rut' macht böſe Kinder gut."

In einem naiven Gedicht des Mittelalters leſen wir, wie die Kinder auf dem Wege zur Schule vor einem ſchönen Muttergottesbilde niederknien, wie ſie dort in heilſamer Furcht, mit der ganzen Inbrunſt eines reinen, unſchuldigen Kinderherzens um gnädigen Schutz vor der Rute des Erziehers flehen:

„Wie oft mit Weinen bat
Manch' dummes Kindelein
Unſ're Frau, ſie möge ſein
Des Tages in der Schule pflegen
Und es behüten vor den Schlägen."

Wie idylliſch-ſchön war es früher im Schulleben, wenn an einem ſchönen Sommertage die Kinder ihren Lehrer anflehten: „Der Himmel ſo heiter, das Wetter ſo ſchön, Herr Lehrer, wir möchten ſpazieren gehen." Dann machte man wohl einen Ausflug, an dem Eltern, Lehrer und Kinder teilnahmen. Es ging in den Wald, es wurde geſpielt. Jedes Kind aß mit einem wahren Heißhunger das mitgebrachte Butterbrot. Aber der Höhepunkt des Feſtes, der Zweck desſelben war noch nicht erreicht, man wollte ja den ſogenannten „Rutengang" halten. Auf den Wink des Lehrers verſchwand alles in dem Buſchwerk, alle machten ſich damit zu ſchaffen, Ruten zu ſchneiden, wobei die hellen Kinderſtimmen den Vers erklingen ließen:

„O, du gute Birkenrut',
Du machſt die böſen Kinder gut."

Hatte jedes Kind ſein Bündel zurecht gemacht, ſo zog man damit in Reih und Glied ſtolz in den Heimatsort wieder ein, wobei man alle an die Fenſter lockte durch den Geſang:

„Ihr Väter und ihr Mütterlein,
Nun ſeh't wir gehen heim,
Mit Birkenholz beladen,
Welches uns wohl dienen kann
Zu Nutz und nit zu Schaden."

So wechſeln die Zeiten.

Freie Bahn dem Tüchtigen.

(Eine Geſchichte aus alter Zeit.)

Nach den Siegen der Griechen über den Perſerkönig Xerxes wurde ein Geſetz gegeben, das bei Todesſtrafe jedem, der kein freigeborener Mann war, verbot, ſich der Kunſt zu widmen. Zu der Zeit aber lebte ein Mann, Kreon mit Namen, der ein Sklave von Geburt, aber auch ein Sklave der Kunſt war. Gerade war er mit der Schöpfung einer Gruppe beſchäftigt, mit der er bei dem größten damals lebenden Bildhauer Phidias und dem berühmten athenienſiſchen Staatsmann Perikles Ehre einzulegen hoffte. Was ſollte er nun tun? Er hatte in den Marmorblock vor ihm ſeine ganze Seele, ſein Herz, ſein Leben gelegt. Kleone, Kreons Schweſter, fühlte den Schlag mit ihm. Sie rief die Göttin der Kunſt, ihres Bruders Helferin zu ſein. Dann ſprach ſie zu ihrem Bruder: „Begib dich in den Keller unter unſerem Hauſe. Wohl wird es dunkel unten ſein, aber ich werde dir Licht und Nahrung bringen. Fahre fort zu ſchaffen und vollende dein Werk." Kreon begab ſich in den Keller und arbeitete weiter an dem herrlichen, aber gefährlichen Werke.

Kurz nachher erging durch ganz Griechenland ein Ruf der Stadt Athen an alle Griechen, die Ausſtellung von Kunſtwerken daſelbſt zu beſichtigen. Es fand unter Perikles Vorſitz ein großes Feſt in der Markthalle ſtatt; die kunſtverſtändige Gattin des Perikles, Phidias, Sokrates, Sophokles und andere berühmte Männer befanden ſich in ſeiner Nähe. Alle großen Meiſter hatten ihre Werke ausgeſtellt. Aber eine Gruppe, viel ſchöner, als die übrigen, rief die allgemeine Bewunderung hervor und erregte nicht geringen Neid unter den Künſtlern. Wer hat dieſes Werk geſchaffen? Niemand wußte es zu ſagen. Herolde riefen die Frage aus — es erfolgte keine Antwort. Sollte vielleicht ein Sklave dieſer Gruppe gemeißelt haben? Unter großem Aufſehen wurde da ein Mädchen mit zerzauſtem Haar, geſchloſſenen Lippen und dem Ausdruck unbeugſamer Feſtigkeit in den Augen, in die Halle gebracht. „Dieſes Weib," riefen die Magiſtratsdiener, „kennt den Bildhauer, aber es will ſeinen Namen nicht nennen." Kleone wurde befragt, aber ſie ſchwieg; und auch als man ihr geſagt, daß ihr Stillſchweigen ſtrenge beſtraft werden würde, blieben ihre Lippen hartnäckig geſchloſſen. „Nun wohl", befahl Perikles, „ſo führt das Mädchen in den Kerker."

Er hatte noch nicht ausgeſprochen, da teilte ein Jüngling, dem das Haar wild in das hagere Geſicht hing, aus deſſen Augen aber das Genie herausblitzte, die dichte Menge. „O Perikles", rief er flehend, indem er ſich dem Mächtigen zu Füßen warf, „vergib dieſer Jungfrau und laß ſie nicht ins Gefängnis wandern. Sie iſt meine Schweſter. Ich bin der Schuldige. Die Marmorgruppe iſt mein Werk — und ich bin ein Sklave." Von verſchiedenen Seiten ſchallte aus der Menge der Ruf: „In den Kerker mit ihm." Aber Perikles erhob ſich: „Nie, ſo wahr ich lebe," rief er aus. „Sehet dieſe Gruppe. Es gibt noch etwas Höheres in Griechenland, als ein ungerechtes Geſetz. Das höchſte Geſetz ſollte die Entwicklung des Schönen und Guten ſein und Athen iſt durch ſeine Liebe zur Kunſt unſterblich geworden. Nicht in den Kerker bringt den Jüngling, ſondern hierher zu mir."

Es geſchah, und vor den Augen des verſammelten Volkes drückte die Gattin des Perikles den Olivenkranz, den ſie in der Hand hielt, auf das Haupt Kreons und unter dem Beifalljauchzen der Menge einen Kuß auf die Stirn der aufopfernden, zärtlichen Schweſter.

Ein Hirtenmärlein.

(Für Eltern und Erzieher.)

Es war einmal ein Hirt und dieſer ward eingezogen und zur Haft gebracht. Da er nun ſo allein in ſeinem Gefängniſſe ſaß und die feuchten Kerkermauern betrachtete, ohne die Urſache zu wiſſen, warum er eingeſperrt war, fing er an über ſich nachzudenken und ſprach dann: „Ohne allen Zweifel haben ſie mich für einen anderen gehalten; denn, mag ich ſinnen, wie ich will, ich bin mir keiner Schuld bewußt. Was hätte ich je Böſes getan? Ich betete jeden Tag den Roſenkranz. Sollte das böſe ſein? Dann blies ich gemütlich auf meiner Hirtenſchalmei und ſang ländliche Lieder. Was läge böſes darin? Ich flocht Körbchen aus Binſen und Rohr und legte mich um die Mittagszeit ein wenig in den Schatten einer Pappel zur Ruhe; wäre dies etwa böſe? Und dennoch ſperrte man mich hier ein! O Gerechtigkeit, was treibſt du? Wo biſt du?"

Doch die Gerechtigkeit war nicht ſäumig; der Gerichtsdiener trat ein und ſprach:

„Komm mit mir!"

Er ward vor den Richterſtuhl geführt, wo er alſo ſprach:

„Ohne Zweifel haltet ihr mich für einen anderen, oder aber ich bin ſchwer verleumdet worden!"

„Was ſprichſt du da von Verwechslung, von Verleumdung?" ſagte der Richter.

„Biſt du nicht jener Hirt? Und heißeſt du nicht ſo und ſo?"

„Ja, das bin ich!"

„Nun, dann biſt du zu Stockſtreichen und zum Kerker verurteilt!"

„Aber warum denn, Herr Richter, aus was für Urſache?"

„Aus dieſer Urſache: Während du gedankenlos blieſeſt und ſangeſt oder ſchlieſeſt und ruhteſt, zerſtörten die Ziegen den Zaun, drangen in jenen Garten ein und fraßen Blumen und Kräuter und alles Grün ab. Doch dies waren dumme Tiere, die keinen Verſtand hatten; und es lag in dir, ſie zu hüten; du alſo wirſt für den Schaden büßen, den ſie angerichtet haben. Während du zerſtreut den Roſenkranz herſagteſt, ſetzte dein ſtark gehörntes Rindvieh über den Garten, trat in den Weinberg ein und richtete eine ungeheure Verheerung an. Dies waren vernunftloſe Tiere; deine Pflicht war es, ſie zu hüten, zu ſchreien, mit dem Stock ihnen nachzugehen und dreinzuſchlagen; für allen Schaden, den ſie angerichteten, wirſt du nun Strafe leiden!"

Vater und Mutter, Lehrer und Erzieher! Des Märleins Sinn geht euch an! Dereinſt werdet ihr vor dem unerbittlichen Richter erſcheinen und dort vielleicht, ohne daß ihr es geahnt, bittere Vorwürfe hören müſſen. Und warum? Als du in jene Plaudergeſellſchaft gingſt und deine Kinder ohne Aufſicht daheim ließeſt, brachen deine Kinder, von allerlei Gelüſt verlockt, den Zaun der göttlichen Gebote, drangen in den Garten der Unſchuld und Herzensreinheit und entblätterten die ſchimmernden Linien der Ehrbarkeit. Sie aber waren gleich unverſtändigen, vernunftloſen Tieren; deine Pflicht war es, zu verhüten, daß ſie Böſes taten. Während du, allzuſehr in Geſchäft und Geldraffen verſtrickt, das Leben deiner Kinder aus dem Auge ließeſt, ſetzten deine Kinder über die Gebote hinweg und kaum läßt ſich ausſprechen, wie großes Uebel ſie anrichteten; deine Pflicht war es, o Vater, Mutter, Lehrer ihnen nachzugehen und durch Schärfe zu erreichen, was der Milde nicht gelingen wollte. Das aber tateſt du nicht und wirſt daher Strafe leiden. Darüber braucht ſich keiner zu wundern. Die menſchliche Gerechtigkeit verurteilt den ſaumſeligen Hirten zur Strafe wegen des Schadens, den die Kühe und die jungen Ziegen und Lämmer auf dem Feld anrichteten; und die göttliche Gerechtigkeit ſollte die Eltern wegen der Sünden ihrer Kinder nicht beſtrafen, wenn die Sünden durch der Eltern Wachſamkeit hätten verhütet werden können!?

Das Gänſeblümchen.

Draußen auf dem Lande liegt ein Landhaus mit einem prächtigen, von einem ſchön angeſtrichenen Gitter umrahmten Blumengarten. Dicht neben dem Gitter wuchs auf einem Grabenrande inmitten des üppigſten grünen Graſes ein Gänſeblümchen. Die Sonne ſchien auf dasſelbe ebenſo warm und ſchön, wie auf die großen, reichen Prachtblumen drinnen im Garten und deshalb wuchs es zuſehends.

Eines Morgens, als es, von der warmen Sonne beſchienen, ſeinen Kelch ganz geöffnet hatte, fühlte es ſich ſo froh, ſchaute zur Sonne auf und lauſchte auf die Lerche, die in den Lüften ſang. Es ſah mit einer Art Ehrfurcht zu dem glücklichen Vogel auf, der ſingen und fliegen konnte, war aber ſelbſt nicht betrübt und neidiſch, war es ja mit ſeinem ſchönen Plätzchen im grünen Graſe und mit dem warmen Sonnenſtrahl zufrieden. Da auf einmal kam die Lerche mit einem Stoß vom Himmel geflogen, beſuchte aber nicht die roten Tulpen und die großen Sonnenblumen im Garten, ſondern ſetzte ſich neben das kleine Gänſeblümchen ins Gras und huſchte um dasſelbe herum, als wolle ſie mit ihm ſpielen.

Da hatte das Gänſeblümchen eine große Freude und war ſtolz auf ihren neuen Freund, umſo mehr, als die Tulpen und Sonnenblumen ihre Köpfe hoch erhoben hatten und durch das Grün ſchauten voll Neid über den Beſuch der Lerche, den das Gänſeblümchen empfangen.

Als das Blümchen am andern Morgen ſeinen gelben Kelch wieder der Sonne entgegenſtreckte und ſich auf den Geſang der Lerche freute, hörte es den lieben Vogel zwar ſingen, aber der Sang klang traurig. Knaben des Hauſes hatten ihn gefangen genommen und im nahen Gartenhäuschen in einen Käfig eingeſperrt. Eben traten ſie aus der Gartentür mit einem langen ſcharfen Meſſer, ſo daß das Gänſeblümchen ganz bange wurde.

„Hier können wir unſerer Lerche ein ſchönes Raſenſtück ausheben," ſagte der eine und begann ein Viereck um das Gänſeblümchen auszuſchneiden. „Reiß die Blume ab", ſagte der andere Knabe. „Nein", antwortete der erſte, „ſie ziert das Raſenſtück."

So kam mit dieſem das Gänſeblümchen in den Käfig bei die Lerche. Aber dieſe war traurig und ſchlug mit ihren Flügeln gegen das Drahtgitter. Den Schnabel hatte ſie weit aufgeſperrt und die kleine rote Zunge war ganz trocken. „Hier iſt kein Waſſer", ſagte der arme Vogel, „ſie alle ſind ausgegangen und haben vergeſſen, mir einen Tropfen Waſſers hinzuſetzen, ich muß hier ſterben, wie auch du hier verwelken mußt, du armes Blümchen." Der Abend kam, aber niemand, der nach dem Vöglein geſehen. Am anderen Morgen fanden die Knaben ihr Vöglein verdurſtet unten im Käfig tot liegen, das Gänſeblümchen lag verwelkt in dem grünen Raſenſtück.

Wie Kinder ſind, weinten die Knaben über das tote, von ihnen ſo vernachläſſigte Vöglein, gruben ihm im Garten ein niedliches Grab und bedeckten es mit Blumenblättern. Aber das Raſenſtück mit dem Gänſeblümchen wurde hinaus in den Staub der Landſtraße geworfen. Niemand gedachte der Blume, die doch am meiſten für den Vogel gefühlt hatte und ihn ſo gerne tröſten wollte.

Ich habe auch ein ſolches Gänſeblümchen in Menſchengeſtalt gekannt. Es war ein armes Dienſtmädchen. Es wohnte bei einer Dame aus reicher, vor-